

Fanny Hensel in Rom

»Sehnsucht nach Italien« hatte die 16-jährige Fanny Mendelssohn Bartholdy ihre Vertonung der Verse »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen« überschrieben, 1822, »auf dem Wege nach dem Gotthart“, wie sie in ihrem Autograph ergänzte; und nachdem ihre Familie auf ihrer großen Reise in die Schweiz am Fuße des Passes umgekehrt war, blieb diese Sehnsucht in ihr lebendig. 1823 trat der Maler Wilhelm Hensel, dem sie sich heimlich verlobt fühlte, eine Studienreise nach Rom an, 1830 fuhr ihr Bruder Felix gen Süden. Für sie sollte es jedoch 17 Jahre dauern, bis sie ihren Traum realisieren konnte: am 27. August 1839 brach sie mit Hensel, den sie 1829 geheiratet hatte, und dem neunjährigen Sohn Sebastian aus Berlin auf. Am 27. September fuhren sie über das Stifiser Joch, erreichten über Mailand am 12. Oktober Venedig und über Florenz dann am 26. November – endlich – die Ewige Stadt. Wie für viele andere Italien-Reisende dieser Zeit war Rom das »eigentliche« Ziel. In den anderen großen Städten Oberitaliens nahm man sich meist nur wenig Zeit; wie schon für Goethe galt es für viele Spätere, möglichst schnell die Stadt am Tiber zu erreichen. Zentrum eines ehemals viele Länder umspannenden Reiches, eine Stätte großer Malerei und berühmter Kunstwerke und Mittelpunkt des katholischen Christentums – das waren Ingredienzien eines Faszinosum, dem sich kaum ein Italien-Reisender entziehen konnte. So folgten auch die Hensels dem Brauch, in Rom zu »überwintern«. Die kalte Jahreszeit galt als mild, auch wenn man sich mit etlichen Regentagen abfinden musste, der Frühling als »himmlich«, zu Weihnachten und Ostern entfalteten die kirchlichen Zeremonien eine eigene Anziehungskraft; dagegen galt der Sommer als heiß und – wegen der »aria cattiva« (Malaria) – als ungesund. So blieben die Hensels denn auch bis zum 2. Juni 1840 in Rom, fuhren dann nach Neapel und traten von dort aus zu Schiff am 11. August die Rückreise an.

Die römischen Hausbesitzer waren darauf eingestellt, ganze Wohnungen für mehrere Monate an Reisende zu vermieten. Die Hensels, die auch ihre Köchin Jette mitgenommen hatten, fanden eine Vierzimmer-Wohnung in der Via del Tritone 9. Die Straße war damals wesentlich kürzer als heute: sie erstreckte sich von der Einmündung der Via di Due Macelli bis zur Piazza Barberini mit Berninis berühmtem Tritonenbrunnen. Von ihrer Wohnung gelangten die Hensels durch die Via Sistina schnell zur Kirche

S. Trinità dei Monti, zur Villa Medici und auf die Passeggiata del Pincio, von wo aus sich auch heute noch ein herrlicher Blick auf die Stadt und den Petersdom bietet. Fanny Hensel hat diesen Blick sehr geliebt, vor allen anderen höher gelegenen Aussichtspunkten.

Die Hensels haben sich in den ersten beiden Monaten ihres Aufenthalts im Wesentlichen der »Stadt« gewidmet, den Kirchen und Palazzi, den Kunstsammlungen, dem Leben auf den Plätzen und Straßen. Ende Januar 1840 erkrankte Wilhelm Hensel an Magenkrämpfen so schwer, dass die Sorge um ihn alles Andere überschattete; erst nach etwa sechs Wochen hatte er sich wieder so weit erholt, dass er wieder zu malen anfangen konnte. Im nun einsetzenden Frühling ergaben sich viele Gelegenheiten für kleinere und größere Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, die meist zusammen mit Freunden und Bekannten unternommen wurden. Die hatten die Hensels zum einen in der deutschen Maler-»Kolonie« gefunden, zum andern in den Stipendiaten der Académie de France.

Schon bald nach ihrer Ankunft haben sie August Kaselowsky (1810–1891) aufgesucht, Wilhelm Hensels begabten Schüler, der sich schon seit Ende Juli 1839 in Rom aufhielt; er hat sich eng an die Hensels angeschlossen und war oft mit ihnen zusammen. Mit Fanny Hensels Cousin Johannes Veit (1790–1854), dem älteren Sohn Dorothea Schlegels, hatten sie nur wenig Kontakt; er lebte schon seit 1811 in Rom, war aber ein scheuer, schwieriger Mensch. Bald fanden sie Zugang zum Hause Franz Catels (1778–1856), des höchst erfolgreichen Landschaftsmalers, der ebenfalls seit 1811 hier lebte und sich auch an der Ausmalung der Casa Bartholdy beteiligt hatte; seine Wohnung am Spanischen Platz bildete eine Art Zentrum für die deutschen Künstler in Rom. Etwas später als die Hensels trafen die Maler Wilhelm Schadow und Eduard Magnus ein: das Ehepaar kannte beide aus Berlin, und auch zu ihnen entwickelte sich ein freundlicher Kontakt.

Von großer Bedeutung für die Monate in Rom sollten aber die Besuche in der Villa Medici werden, dem Sitz der Académie de France. Der damalige Direktor, der Maler Jean-Auguste-Dominique Ingres (1781–1867), beherrschte das Violinspiel und musizierte gern. Er hatte Fanny Hensels Bruder Paul während dessen Aufenthalt in Paris kennen und als Cellisten schätzen gelernt, und so fand die Schwester Fanny als Pianistin begeisterte Aufnahme in dem Palazzo. Von den sog. Pensionären, den jungen französischen Stipendiaten, hat sich ihr vor allem der Komponist Ange-Georges Bousquet (1818–1854) angeschlossen und – nach seiner Ankunft im Januar 1840 – auch Charles Gounod (1818–1893), später dann noch der Maler Charles Dugasseau (1812–1885).

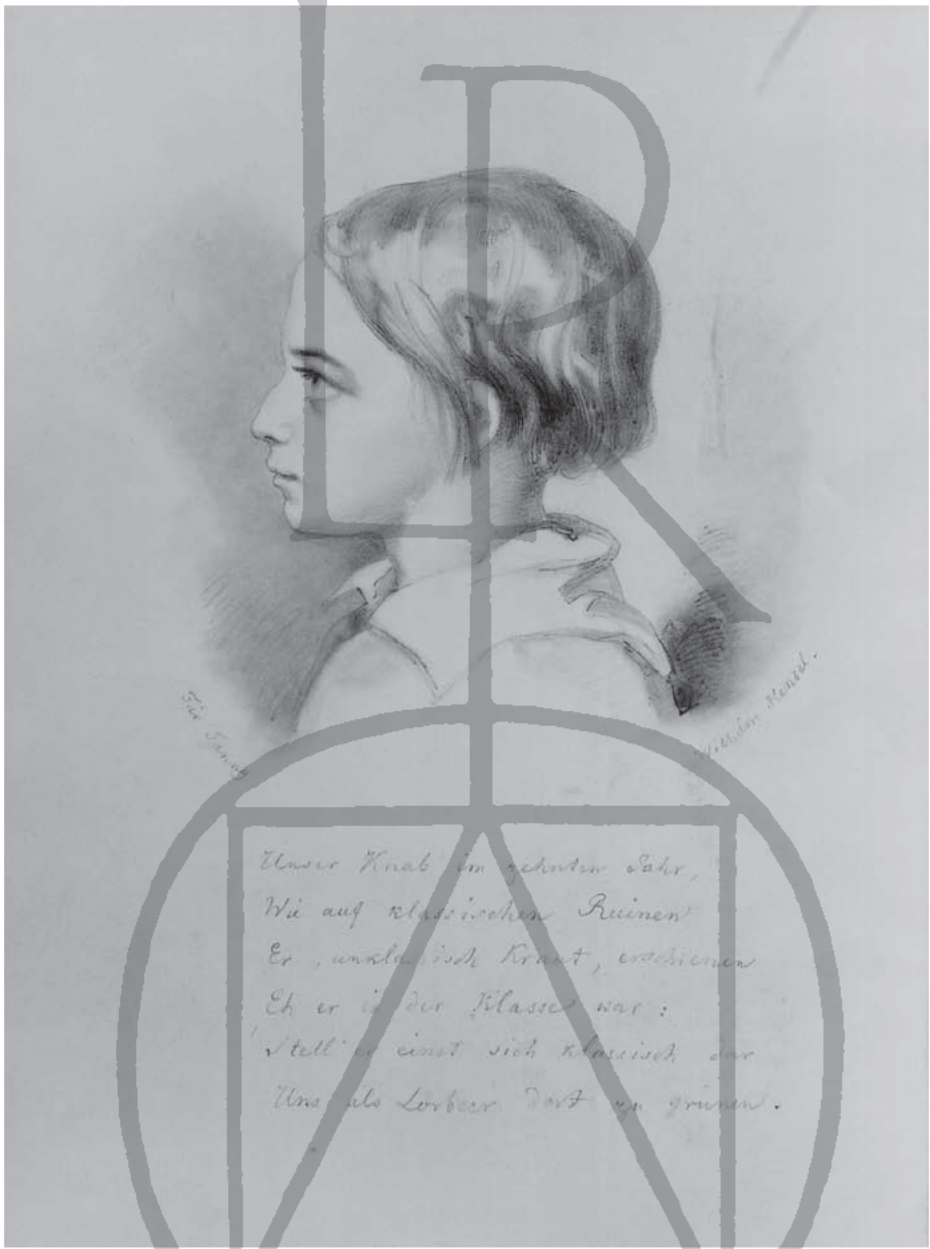
Fanny Hensel wurde von Ingres immer wieder zum Klavierspiel eingeladen, an den Sonntagabenden wurde oft in privatem Kreise musiziert. Als



Fanny und Wilhelm Hensel
Bleistift-Zeichnung von Eduard Ratti 1852

Pianistin wirkte sie auch in den (wohl halb-öffentlichen) Konzerten mit, die Catel meist donnerstags veranstaltete. Öffentlich waren die Soireen von Ludwig Landsberg (1807–1858): der Geiger war in seinen Berliner Jahren oft bei den Mendelssohn Bartholdys zu Gast gewesen; sein Haus am Corso 133 in Rom war nun ein Mittelpunkt für alle musikalischen Belange. So bildete das Musizieren in kleinem oder größerem Kreise für Fanny Hensel einen wichtigen Teil ihrer musikalischen Existenz in Rom. Ende Februar 1840 begann sie, auch wieder zu komponieren. In den nächsten Wochen entstanden einige ihrer bedeutendsten Klavierstücke, die deutlich etwas von dem Hochgefühl erahnen lassen, das sie die letzte Zeit in Rom erfüllt hat. Sie fand nicht nur als Pianistin große Anerkennung, auch ihre eigenen Kompositionen waren sehr beliebt. Vor allem waren es die jungen Franzosen aus der Villa Medici, die ihr offene Bewunderung wie auch spontane und herzliche Zuwendung entgegen brachten. So hatte sie hier einen Kreis gefunden, zu dem auch einige der deutschen Maler wie auch die Pianistin Charlotte Thygeson gehörten, von dem sie sich innerlich erhoben fühlte, der ihr ein freieres Lebensgefühl vermittelte und sie Abstand gewinnen ließ von der Berliner Enge. In ihrem Tagebuch – soweit es für diese Zeit jedenfalls in der von Sebastian Hensel redigierten Fassung bekannt ist – hat sie dies viel deutlicher artikuliert als in den Briefen nach Berlin. Immerhin deutet sie doch auch einmal in einem Brief an, dass sie schon so weit »eingebürgert« sei, »die große italiänische Liederlichkeit vorzuziehn« (16. Mai 1840) – solche Worte wären ihr ein halbes Jahr zuvor sicherlich nicht in die Feder geflossen.

Fanny Hensel hat über ihre Erlebnisse in Rom regelmäßig »nach Hause« berichtet: das waren vor allem ihre nächsten Angehörigen in der Leipziger Straße 3, ihre Mutter Lea Mendelssohn Bartholdy und ihre Schwester Rebecka, die mit dem Mathematiker Gustav Lejeune Dirichlet verheiratet war; an sie beide sind fast alle Briefe gerichtet. Der Bruder Paul wohnte mit seiner Frau Albertine in der Werderstraße 11. Obwohl Fanny Hensel mit ihm wie mit ihrer Schwägerin oft zusammenkam, bewirkte doch die räumliche Entfernung – selbst innerhalb derselben Stadt – eine gewisse (wenn auch nur minimale) innere Distanzierung, die sich auch im Ton wie im Mitgeteilten des einzigen Briefs, der an Albertine gerichtet ist, bemerkbar macht. Gleichwohl war auch dieser Brief, wie auch die an die Mutter und die Schwester gerichteten Schreiben, für alle Berliner Familienangehörigen bestimmt. Zu ihnen gehörte auch noch Minna, Wilhelm Hensels Schwester, die ebenfalls in der Leipziger Straße 3 wohnte. Und auch die Kinder wurden angesprochen: drei Briefe hat Fanny Hensel ihrem sechsjährigen Neffen Walter Dirichlet geschrieben, und Sebastian Hensel hat oft die Briefe seiner Mutter mit ein paar Sätzen an seinen kleinen Cousin



Sebastian Hensel
Bleistift-Zeichnung von Wilhelm Hensel 1839/40

eröffnet. Die Korrespondenz mit dem Bruder Felix in Leipzig verlief unabhängig von den Briefen nach Berlin und zeigt auch in Inhalt und Stil einen eigenständigen Charakter.

Diese »Familienbriefe« sind doppelgesichtig. Zum einen widmet sich Fanny Hensel so manches Mal sehr ausführlich den familiären Verhältnissen, den Berliner Bekannten und Freunden, gelegentlich auch dem Klatsch, und – natürlich – auch alltäglichen Fragen wie beispielsweise solchen nach der Feuerversicherung oder der Neugestaltung ihrer Wohnräume. Ihre Ausführungen lassen überaus deutlich erkennen, wie stark ein familiäres Bewusstsein bei ihr ausgeprägt war, welch große Bedeutung die Nachrichten aus der Leipziger Straße für sie hatten; je mehr sich ein Brief aus Berlin verspätet, desto größer wird bei ihr eine Art Panik, die Angst, dass den Lieben zu Haus etwas zugestoßen sein könnte. Wie sehr dieser Familiensinn auf ihren engsten Kreis konzentriert war, wird daran erkennbar, dass die Familie des Onkels Nathan, die ebenfalls in Berlin lebte, nur ein einziges Mal erwähnt wird – und das in einem negativen Kontext (9. April 1840).

Zum anderen sind die Briefe Fanny Hensels aus Rom aber auch Zeugnisse über Segmente des Lebens in der Stadt und öffentliche Ereignisse. Da sie viel mit Künstlern verkehrt, berichtet sie dementsprechend häufig aus den Kreisen der Franzosen und Deutschen; Berichte über Kontakte mit Italienern sind zwar relativ selten, auch über die Erfahrungen des Sohnes Sebastian wie der Köchin Jette, die die täglichen Einkäufe tätigte, erfährt man relativ wenig; doch erzählt sie ausführlich über den römischen Karneval und die großen kirchlichen Zeremonien. So spiegeln die Briefe eine für das Erleben deutscher Reisender in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts typische Wahrnehmung, die sich auf Kunst und Stadtarchitektur, auf das Klima und die Campagna konzentrierte.

Der reguläre Briefverkehr zwischen Berlin und Rom dauerte etwa 14 Tage. Tage und Stunden für den Abgang der Briefe waren bekannt, so dass man sich mit der Fertigstellung und Ablieferung eines Briefes darauf einstellen konnte. Das Porto für einen einfachen Brief (bis zur Grenze) betrug in Rom einen halben »Pauliner«, etwa zwei Groschen; der Empfänger musste aber für die Beförderung von der Grenze bis nach Berlin auch noch Porto bezahlen – in umgekehrter Richtung war es ebenso. Ein doppelter Brief, der aus zwei Bögen bestand, kostete das Doppelte – und zwar für beide Seiten, so dass sich Fanny Hensel gelegentlich für einen zweiten Bogen gleichsam entschuldigt. Die Berliner probierten aber auch andere Beförderungswege: so ließen sie Briefe über das Ministerium bzw. die Gesandtschaft zustellen, was sich aber nicht bewährt hat, da die Auslieferung in Rom sich stark verzögerte. Bewährt hat sich die Zustellung über

den römischen Bankier Vincenzo Valentini, der konsularische Funktionen ausübte. Befanden sich Berliner Bekannte in der Stadt, die demnächst wieder zurückreisten, wurden sie gelegentlich von den Hensels darum gebeten, Briefe nach Hause mitzunehmen – aber auch das erwies sich nicht als zuverlässig, wie die Erfahrungen mit dem Schriftsteller Philipp Kaufmann (in Venedig) und dem Fürsten von Radziwill (in Rom) gezeigt haben.

Die Familienbriefe entsprechen in vielem ihren Tagebuch-Notizen, ergänzen aber auch diese Eintragungen, soweit sie vorhanden sind, auf z. T. ideale Weise – vor allem dort, wo die »Berichte« abweichen. Da Teile des Tagebuchs heute als verschollen gelten müssen, obwohl sie Sebastian Hensel noch vorgelegen haben (für den 19.–29. Dezember 1839 und den 1. Januar bis 1. Juni 1840), werden durch die entsprechenden Briefe diese Lücken gleichsam geschlossen, insbesondere für die Zeit von Anfang Januar bis Anfang April 1840, aus der Sebastian Hensel in seiner »Familie Mendelssohn« auch keine Tagebuch-Auszüge abgedruckt hat.

Obwohl Fanny Hensel für ihre Briefe »nach Hause« sehr deutlich aus dem Erlebten ausgewählt hat, ließ sie doch – vor allem in den Mitteilungen während der letzten römischen Wochen – deutlich erkennen, wie sehr sie von der Atmosphäre Roms beeindruckt und auch beeinflusst wurde; auch den Daheim-Geblienen muss klar geworden sein, dass sie die Stadt »verändert« verlassen hat. Rom bedeutete für sie in manchem eine so grundlegende und z. T. völlig neue Erfahrung, dass die Rückkehr in die Begrenztheiten Berlins sehr schmerzhaft werden sollte.